

SELBSTVERTRAUEN, MUT UND HOCHBEGABUNG

Zielvorstellungen aus der eigenen Biografie

► Hannes ist hochbegabt. Als Sohn einer deutschen Mutter und eines amerikanischen Vaters wächst er zweisprachig auf. In der Schule erntet er unentwegt Einser, im Chor singt er die Solos, in den schulischen Musicalproduktionen spielt er immer mit. Es scheint beinahe so, als könne Hannes fast alles. Doch als sich die Schulzeit allmählich dem Ende nähert, wird zunehmend deutlich, dass es etwas gibt, was er nicht kann. Hannes kann nicht sagen, was er nach der Schule machen will.

Bei Jessica ist alles anders und doch irgendwie ähnlich. Anders, weil ihre Stärken sich deutlich anders verteilen. Bio? Chemie? Physik? Alles easy. Mathe sowieso. Die Fächer, in denen ihre MitschülerInnen ihre liebe Mühe hatten, schienen für Jessica ein Kinderspiel. Mit 14 setzte sie sich in die Uni-Vorlesungen. Aber eins hat sie doch

wohl mit Hannes gemeinsam. Eben die große Frage: „Was nun?“ „Es gibt hunderte von Studiengängen, die mich interessieren“, meint sie missmutig. „Aber das, was für mich passen würde, hängt total davon ab, was ich später mache. Und ich habe keine Ahnung, was ich später mache!“ Ihr Gesicht lässt leicht erkennen, welcher Frust in der Aussage steckt.

Für junge Menschen ist die Entscheidung für eine zukünftige Richtung häufig mit Unsicherheit verbunden. Aber für Hochbegabte kommt noch ein anderes Gefühl, ein unangenehmes Gefühl dazu. Sie fragen sich, „Was ist nur mit mir los?“ Denn ihre Talente sind zweifelsfrei in mehr als ausreichender Menge vorhanden. Aber wofür wollen sie denn eben diese Begabungen einsetzen? Es fehlt eine Zielvorstellung. Und mehr noch, es fehlt eine Methode, ein

Verfahren, wie sie eine solche Zielvorstellung für sich selbst entwickeln können.

Eine Idee

Auf einer Jugendfreizeit in 2017 hörte Ute Kobert-Kiebjieß von der DGhK in Schleswig-Holstein von Programmen an Universitäten, in denen Studierende für sich berufliche Vorstellungen entwickeln. Durch den Nordsee-Internat-Leiter Rüdiger Hoff erfährt sie von dem Verfahren namens Life/Work Planning (L/WP), das schon seit 1990 in Deutschland angeboten wird, aber eben hauptsächlich für AkademikerInnen, also für Menschen, die deutlich älter waren als „ihre“ Jugendlichen. Ob ein solches Programm auch für hochbegabte Jugendliche adaptiert werden konnte? Pädagoge Hoff hatte sich selbst von der Effektivität des L/WP-Verfahrens 20 Jahre zuvor überzeugt. So konnte er auch den Kontakt zu den Uni-Dozenten herstellen.

Es stellt sich heraus, dass schon etliche L/WP-Projekte für Jugendliche durchgeführt worden waren. Die Frage, „ob für Jugendliche adaptierbar?“ war somit positiv beantwortet.

Die Fragestellung nahm dann aber auch eine persönliche Wende. Der IQSH-Elternfachtage in dem Jahr befasste sich mit dem Kernthema „Berufliche Orientierung“. „Aber meinen eigenen Kindern konnte niemand so richtig bei der Studien- und Berufsberatung helfen“, so Ute Kobert-Kiebjieß weiter. „Ich wollte nicht resignieren, aber die öffentlichen Stellen boten wenig für Gymnasiasten an. Das Bedürfnis, ein L/WP-Seminar auf die Beine zu stellen, um meinem Sohn zu helfen, wuchs ins Unermessliche.“ Kobert-Kiebjieß und Hoff fassten sich ein Herz. „Wir wollen auch für die DGhK-Jugendlichen ein



Engagement und Konzentration waren immer wieder gefordert, um die eigenen Beiträge zu den Gruppenrunden vorzubereiten.

L/WP-Projekt starten!“ Und es war auch ein Wagnis, denn während ihrer Recherchen hatte Ute Kobert-Kiebjieß auch Bedenkliches gehört. Eltern und Lehrkräfte waren in der Regel recht schnell von dem Verfahren zu begeistern. Aber die jungen Menschen selbst? Manche SchülerInnen wollten lieber, dass ihnen jemand Fachkundiges eine Richtung aufzeigt. Manche zögerten, sich auf ein 8-Tages-Seminar festzulegen, vor allem dann, wenn dieses in den Schulferien stattfinden sollte. Andere meinten, es sei zu früh im Leben. „Ich werde erstmal etwas studieren, was viele Türen offenlässt. Ich kann später schauen, was ich damit mache.“

„Von Teilnehmern an den Unis“, so L/WP-Trainer Marc Buddensieg, „hören wir oft, dass sie nur deswegen studiert hatten, weil sie nicht wussten, was sie sonst machen sollten“. Seiner Meinung nach sind solche Leute am Ende des Studiums zwar sechs Jahre älter, aber kein bisschen weiter, wenn es darum geht, die Frage zu beantworten, „Was will ich wirklich machen?“ Als die Entscheidung fürs Projekt stand, kümmerten sich Internat und DGhK gemeinsam um die Umsetzung. „Wir wollten ein Angebot machen“, erklärt Ute Kobert-Kiebjieß, „wo junge Menschen erleben, „so kann ich vorgehen, um für mich eine Zielvorstellung zu entwickeln. Und sie sollen auch erleben, dass sie das können“.

Was erleben denn Jugendliche in einem L/WP-Seminar?

Laut John Webb, einer der beiden L/WP Trainer, fängt man mit der Fragestellung „Was?“ an. „Was hat die Person zu bieten?“ Mit den Antworten, die einem auf die Schnelle einfallen, gibt sich L/WP nicht zufrieden. Stattdessen beginnt eine feinmaschige Auseinandersetzung mit der eigenen Biografie. Was hast du gemacht, als du acht Jahre alt warst? Und zehn? Und 14? Was hast du gespielt? Und mit wem? Welche Musik hast du gehört? Lieblingskleidung? Lieblingsessen? Und welches waren Situationen, über die du sagen würdest, „Hier war ich erfolgreich und ich habe das gerne gemacht!“

„Meine vielen Eigenschaften benennen zu können und daraus Berufsbilder bzw. konkrete Berufe zu bilden war für mich besonders hilfreich.“ Simone*



Mit täglich wechselnden PartnerInnen werden Fähigkeiten in den Feedbackrunden herausgearbeitet.

Die erste Reaktion darauf lautet immer: „Ich kann mich nicht erinnern“. Aber darauf sind die L/WP-Trainer vorbereitet. Mit ihren Arbeitsblättern und Gruppenrunden sehen TeilnehmerInnen schnell, „Ach ja! Früher habe ich gerne im Chor gesungen“ oder „meine Katze gepflegt“ oder „durchs Mikroskop geschaut“. Es ist häufig die Rede von übertragbaren Fähigkeiten, den kleineren Teil-Fähigkeiten, die erst größere Erfolge ermöglichen.

Am ersten Tag meint Hannes: „Ich kann gut mit anderen Leuten“. Er schaut die Trainer zufrieden und erwartungsvoll an. Aber es kommt eine nächste Frage: „Okay, aber was heißt das dann? Was ist es, was du gut mit anderen Leuten machst?“ Fünf Tage später redet Hannes anders.

Nach der detaillierten Analyse mehrerer Situationen aus seiner Vergangenheit erkennt er, dass er gut beobachten kann, vor allem die Gesichter von anderen Menschen. Aus dem, was er in den Gesichtsausdrücken sieht, kann er gut interpretieren, was Leute denken und fühlen. Es fällt ihm leicht, sich in deren Gedankenwelt zu versetzen. Und für das, was er sieht, findet Hannes ohne zu zögern Worte – Worte, die leicht die Zusammenhänge verständlich machen, die er sieht.

Für Hannes waren solche Aktivitäten selbstverständlich, sie waren in seinem Leben immer schon da. Nach den Gesprächen im Seminar fallen ihm mehrere Situationen ein, in denen er mehr wahrgenommen hat als andere, in denen er mitbekam, dass jemand traurig war – andere haben das nicht mitbekommen –, in denen er Themen in der Klasse angesprochen hat, die andere nicht ansprechen konnten. Hannes hat eigentlich immer gedacht, dass andere Leute auch das gleiche machen könnten, wenn sie sich nur anstrengen würden. Jetzt kommt der Gedanke auf, dass solche Fähigkeiten auch Stärken sind, hier seine Stärken.

Die anderen Jugendlichen beobachten diesen Verlauf bei Hannes und merken, dass die Etappen bei vielen in der Gruppe ähnlich sind. Es bildet sich zuerst eine Art von Antwort, die zwar richtig ist, aber eben vage – zu vage, als dass man damit arbeiten könnte. „Ich bin kreativ.“ „Ich bin mutig.“ „Ich bin technisch begabt.“ Daraufhin folgt die intensive Analyse mehrerer Situationen aus der Vergangenheit, Erinnerungen aus der Schule, aus der Freizeit, aus dem Familienleben. Erinnerungen brauchen nicht aufgebauscht oder schöneredet werden. Die Person beschreibt nur, was sie erlebt hat. Aber schnell bilden sich rote Fäden heraus. Die Jugendlichen sind mit ihrer Arbeit sehr zufrieden. Ihre Ergebnisse >>

>> bedürfen weder Psychotest noch Expertenmeinung oder statistische Normwert-Tabellen. Ihre Fähigkeiten sind für sie klar nachvollziehbar, denn sie wurden aus der Analyse des eigenen Verhaltens bestimmt.

Und dann kommt das „Wo?“

Fähigkeiten sind wichtig. Und genauso wichtig ist eine Idee davon, wo nun die Fähigkeiten eingesetzt werden sollen. Eine Person mit ausgeprägtem Management Skills kann sich in einem Pharmakonzern, einer Bank oder einem Möbelgeschäft einbringen. Vom „Tun“ her betrachtet, ist die Aufgabe immer ähnlich. Unterschiedlich ist nur der Inhalt. Und mit L/WP wird dieser Inhalt über Interesse herausgearbeitet. Die Frage lautet dann: „Wofür interessierst du dich denn eigentlich?“

„Es war faszinierend“, so Ute Kobert-Kiebjieß, „wie unsere Kandidaten zuerst mit eher banalen Fragen anfangen. ‚Was guckst du dir gerne an?‘, ‚Worüber redest du gerne mit Freunden?‘ Nach und nach

werden die Antworten aneinandergestellt und zusammengefügt. Manche Interessen wurden als ‚privat‘ zur Seite gelegt. Andere dagegen weiter auseinandergepflückt.“ Trainer Buddensieg erklärt, „Teilnehmer fangen meistens zu grob an. Sie sagen, ‚ich interessiere mich für die Natur‘ und meinen damit ‚ich komme von der Ostseeküste und würde gerne etwas für den Küstenschutz tun‘. Sie sagen ‚Mode‘ und meinen ‚praktische Baby-Kleidung aus Naturfasern.“

*„Das Nützlichste war für mich das Definieren meiner Fähigkeiten und der Aufbau des Selbstvertrauens durch die Berichtsanalysen.“ Ralf**

mich mehr, Konzepte für die Schule zu entwickeln. Wie kann eine Schule den Unterricht – vor allem Physik und Chemie – interessanter gestalten? Dafür würde ich mich gerne einsetzen.“ Einmal herausgearbeitet klingt das Ergebnis dann einfach. Aber der Weg dahin – vor allem für vielseitig interessierte Hochbegabte – ist alles

Jessica mit ihrer Affinität für die Wissenschaften erlebte genau diesen Verlauf. „Ich habe zuerst gedacht, Forschung und vielleicht eine Professur. Aber ich glaube, es reizt

andere als gerade. „Sie führen viele Gespräche“, so Trainer John Webb, „wo sie klären, was ein Thema für sie bedeutet, und wo das Interesse ursprünglich herkommt.“ Sie entdecken oft, dass ihre Interessen „immer schon“ da waren, nur nicht so bewusst wahrgenommen. Webb beschreibt eine junge Frau, die Erinnerungen vom Strandurlaub mit ihren Eltern beschrieb. Auf ihrem Interessenblatt „Sehen“ hatte sie „Strand“ und „Strandkörbe“ und „Schiffe am Horizont“ eingetragen. Auf ihr Blatt „Hören“ schrieb sie „Wellen“ und „Möwen“. Auf anderen Blättern fanden sich „Konzerte am Strand“ und „Sandburg-Wettbewerb“. „Ich habe das immer als privates Interesse betrachtet“, erzählt sie. „Eigentlich mag doch jeder einen schönen Strand, oder?“

Im Seminar kam der Gedanke auf, „Strand“ als potentielles Berufsthema zu betrachten. Aber Strand? Was sollte denn „Strand“ für einen Beruf sein? Die Kreativität der Gruppe bastelte ihr schnell einen bunten Strauß von Möglichkeiten. Ein Hotel am Strand zu betreiben? Ein Reiseunternehmen, das Urlaubsreisen organisiert? Stadtmarketing für eine strandnahe Gemeinde? Am attraktivsten erschien ihr die Vorstellung, sich für den Küstenschutz zu engagieren. „Ich habe die Strände schon als Mädchen geliebt“, verkündet sie. „Ich wäre stolz zu wissen, dass ich beruflich dazu beitrage, sie zu schützen und zu erhalten.“

Und „Wie?“ soll das gehen?

„So schön es ist, für sich selbst ein Ziel zu entwickeln“, so Hannes, „wirklich praktisch wird es erst, wenn ich einen realistischen Plan habe, wie ich nun vorgehe.“ Junge Leute wollen als erstes im Netz recherchieren. Aber L/WP setzt in erster Linie auf persönliche Begegnungen.

Vis-a-vis. Mensch-zu-Mensch. SkeptikerInnen hören das und rollen mit den Augen. „Aha!“, sagen sie, „die alte Vitamin-B-Geschichte!“ Aber Trainer Buddensieg



Wie Puzzlestücke fügen Teilnehmerinnen und Teilnehmer ihre Interessen zu ihrem Gesamtbild zusammen.

erklärt geduldig den Unterschied. Nach L/WP-Lehre redet eine Person, die Arbeit sucht, mit anderen Personen, die eben diese Art von Arbeit machen. Wer Häuser bauen will, redet demzufolge mit Leuten, die Häuser bauen. Wer im Verlag arbeiten will, redet mit VerlagsmitarbeiterInnen. „Wir suchen zwar keine Arbeit“, meint Hannes, „aber das Prinzip ist eins-zu-eins übertragbar. Ich überlege, Theaterintendant zu werden. Die sicherste Quelle für Informationen darüber wird das persönliche Gespräch mit berufstätigen Theaterintendanten.“

Die DGhK-Teens in St. Peter Ording schauen skeptisch. Wie sollen sie GesprächspartnerInnen für ihre Interessen finden? Und was sollen sie denen sagen? Jessica lächelt: „Ich habe wirklich befürchtet, sie schmeißen mich einfach raus, wenn ich irgendwo hingeh. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass Berufstätige sich Zeit für mich nehmen.“ John Webb stimmt ihr zu: „So denken fast alle Leute, bevor sie ein L/WP-Seminar erleben. Aber gründliche Vorbereitung und zuverlässige Strukturen machen viel aus. Und daher sieht das Verfahren den Ausgeh-Tag vor.“

Was ist ein Ausgeh-Tag?

Zwei TeilnehmerInnen einigen sich auf ein gemeinsames Interessenfeld. Das Feld recherchieren sie dann im Netz, um so zehn lokale Organisationen zu finden, die etwas mit dem Thema zu tun haben.

Die Adressen werden in eine Reihenfolge gebracht, sodass man sie mit möglichst wenig Aufwand besuchen kann. Dann legt man los. Ihre Aufgabe lautet, „Bringt vier Interviews innerhalb von fünf Stunden zustande. Aber spielt nach den Regeln: keine Ankündigung von Besuchen und keine Termine“. So zumindest die Theorie.

Und wie war es dann in der Praxis? Hannes: „Mit einem Wort – bombastisch!“

In fünf Stunden haben die zwölf jungen Leute insgesamt 49 Interviews mit Berufstätigen durchgeführt.

„Spannend fand ich, die Berichte zu analysieren und herauszufinden, was man wirklich kann – ohne nur vage herumzureden.“ *Katrin**

Sie waren bei Behörden, Verbänden, bei größeren Unternehmen und bei kleineren, in den feineren Läden

der Einkaufsstraße und in dem weniger feinen Tierheim. Ute Kobert-Kiebjieß reflektiert: „Ich hatte schon Vertrauen dazu, dass es irgendwie gut gehen würde. Unsere Jugendlichen haben bereitwillig die Vorbereitungen mitgemacht. Sie haben Adressen recherchiert und ihre Routen geplant. Sie haben ihre Ansprache geübt. Aber keiner von uns hat damit gerechnet, dass der Tag tatsächlich so erfolgreich laufen würde!“ „In der Ansprache haben wir um ein 7-Minuten-Gespräch“, so Jessica.

„Aber viele Gesprächspartner haben sich eine Viertelstunde oder noch mehr mit uns befasst.“ Und Hannes: „Die Strukturen, die wir vorher geübt hatten, machten es leicht, das Gespräch zu führen und nachher auch zu dokumentieren, dass ich nicht vergesse, wer was gesagt hat.“

Und wie geht es nach dem DGhK-Seminar weiter? „Dass die meisten Teilnehmer hier studieren wollen, ist klar“, erklärt Marc Buddensieg. „Doch bevor sie sich für einen bestimmten Studiengang entscheiden, empfehlen wir eine Reihe von diesen strukturierten Gesprächen. Wenn sie mit einigen Erstsemestern, mit einigen Fast-Fertigen und mit einigen Absolventen aus den letzten Jahren sprechen, dann haben sie eine solide Vorstellung von dem, worauf sie sich einlassen.“

„Und das fällt nicht immer rosig aus“, so John Webb. „Ein hochbegabter junger Mann wollte vor drei Jahren unbedingt Medizin in seiner Heimatstadt studieren. Mit einem Tag Vorbereitung und mit einem Tag Gesprächsführen erfuhr er, dass mehrere Professorenstühle an dieser Uni

unbesetzt waren. Die medizinische Fakultät war in zwei Fraktionen verkracht und redeten gar nicht miteinander. Der Schüler war heilfroh, seine Gespräche im Vorfeld geführt zu haben. So etwas erfährt man weder aus einem Vorlesungsverzeichnis noch von der Studienberatung.“

Und wie geht's weiter?

Aufbauend auf den positiven Erfahrungen von diesem Jahr, plant Ute Kobert-Kiebjieß schon eine zweite L/WP-Auflage in 2020. Und Internatsleiter Hoff freut sich, dass nächstes Jahr eine Seminargruppe wiederkommt. „Nicht jede Schule ist so eingerichtet, dass sie auf die Bedürfnisse von

hochbegabten Jugendlichen eingehen kann. Wir wollen etwas anbieten, wo die jungen Leute erleben, dass sie ihr eigenes Netzwerk aufbauen und eigene Ziele stecken können, unabhängig davon, wie ihre Schule ausgestattet ist.“

Jessica und Hannes bestätigen, dass ihre Ergebnisse aus der Seminarwoche Mut machen. Und wichtiger noch als ihre Ergebnisse, schätzen beide die erlernten Techniken ein. „Ich weiß jetzt, wie es geht, meine Fähigkeiten selbst zu bestimmen“, meint Hannes. Jessica ergänzt: „Ich finde es ermutigend oder fast möchte ich sagen ‚inspirierend‘, jetzt eine konkrete, detaillierte Vorstellung zu haben, von dem, was ich machen will. Jetzt weiß ich, an wen ich mich wenden soll, und wie ich sie anspreche. Und nicht nur weiß ich, dass es geht, ich habe ja selbst erlebt, dass ich das kann.“ ■

Autorin

Ute Kobert-Kiebjieß,
Aktive und Vorstandsmitglied im
RV Schleswig-Holstein